

Vor guten drei Monaten hieß es Abschied nehmen von der Familie, von der gewohnten Umgebung, von einem Lebensabschnitt. Ungewissheit und Abenteuer warteten auf mich.

Die ersten Wochen wurde ich überflutet von neuen Eindrücken, hatte jedoch kaum Zeit sie zu verarbeiten. Ich hatte extreme Gefühlsschwankungen, die ich von zu Hause nicht gewohnt war. Unbeschreibliche Glücksgefühle, die alleine durch eine Busfahrt durch Lima ausgelöst werden konnten, wechselten sich mit Heimweh ab. Mittlerweile ist mein Heimweh selten geworden, der Alltag ist eingekehrt.

Der Anfang in einem fremden Land wurde mir hier leicht gemacht. Mit meinen Mitvoluntarios, Verena und Jakob, konnte ich meine Erfahrungen teilen, dank ihnen war ich nie nur auf mich gestellt. Der Heimleiter Luis hat uns Zeit gegeben, uns mit der Arbeitsstelle vertraut zu machen, indem wir anfangs die Gruppen wöchentlich wechselten, um uns schließlich für eine zu entscheiden, hat uns Busfahren beigebracht, das funktioniert hier nämlich etwas anders, uns Tablada gezeigt und vieles über Land und Leute erzählt,... Luis hat ein ungewöhnliches Bewusstsein dafür, was wir in Deutschland gewöhnt sind bzw. was für uns in Peru fremd ist.

Außerdem genieße ich hier den Luxus eines mehr oder weniger deutschen Frühstücks (das Brot ist leider sehr peruanisch, aber mittlerweile habe ich sogar Müsli gefunden!), einer Waschmaschine, (fast) Kommen und Gehen zu können, wann ich möchte, und mich nicht einem peruanischen Macho-Vater unterordnen zu müssen.

Nicht zu vergessen sind natürlich die Kinder, die mit ihrer Neugierde und Anhänglichkeit von Anfang an auf uns zugekommen sind und so auch Sprachbarrieren überwunden haben.

Das Heim

Die wichtigsten Ziele des Kinderheims sind eine ausgewogene und vor allem ausreichende Ernährung sicherzustellen, die physische aber auch psychische Gesundheit der Kinder zu fördern und zu erhalten und die Schulbildung und Erziehung zu unterstützen.

Um die Ernährung kümmern sich drei Köchinnen, die wohl den härtesten Job hier haben. Ihr Arbeitstag beginnt um 6.00 Uhr und endet oft nach 20.00 Uhr. Die Kinder erhalten Frühstück, ein Vesper sowie Mittagessen, das aus Reis und Salat kombiniert mit Fisch, Hühnchen, Hülsenfrüchten oder Gemüse besteht, so dass das Untergewicht, unter dem viele Kinder anfangs leiden, bald verschwunden ist. Mit dem Zuckergehalt der Getränke meinen es die Köchinnen nach meinem (deutschen) Geschmack aber etwas zu gut. Ganz überrascht waren wir, als auf unseren Vorschlag, weniger Zucker beizumischen, tatsächlich eingegangen wurde.

Die Vormittage verbringe ich in der Gruppe der "Los sin fronteras", also den Jugendlichen zwischen 12 und 17 Jahren. Hier gebe ich zweimal in der Woche eine Art Englischunterricht, dienstags mit den "Anfängern", die erst ein oder zwei Jahre Englisch lernen, und donnerstags mit den "Fortgeschrittenen", die schon drei oder vier Jahre Englisch in der Schule haben. Erschreckenderweise konnte ich mit beiden Gruppen mit den Grundlagen, also Fragen wie "Wie geht's?" oder "Woher kommst du?" beginnen ohne sie zu unterfordern. Staatliche Schulen sind in Peru sehr schlecht, private Schulen hingegen für die Armen unbezahlbar, aber ohne vernünftige Schulbildung können die Menschen der Armut kaum entfliehen. Daher legt das Heim sehr viel Wert darauf, dass die Kinder zumindest ihre Hausaufgaben machen und lernen. Dennoch gelingt es den wenigsten an einer Universität zu studieren.

Ab und zu gehe ich mit einigen der Jugendlichen in das heimeigene "Fitnessstudio", einem Zimmer mit fünf älteren Sportgeräten, während die anderen Volleyball oder Fußball spielen. Im Anschluss haben sie die Möglichkeit sich zu duschen, da die Mehrheit zuhause keine Dusche hat, und sich für die Schule umzuziehen,

denn in Peru gibt es Schuluniformen. Für die Familien bedeuten Schuluniformen nochmals eine zusätzliche finanzielle Belastung und für weniger Ausgrenzung bzw. mehr Gleichheit sorgen sie auch nicht. Denn die ärmeren Kinder erkennt man leicht an ihren löchrigen oder unvollständigen Uniformen...

In dieser Gruppe fühle ich mich sehr wohl und gut integriert. Ich versuche vor allem den Mädchen eine Freundin und ein Ausgleich zum männlichen Erzieher zu sein und auf die ruhigeren und schüchterneren Mädchen zuzugehen. Vielleicht kann ich dadurch ihr Selbstbewusstsein stärken.

Nachmittags bin ich für die “Niños y niñas de la mañana”, also fuer die neun- bis zwölfjährigen Kinder, vor allem eine Hausaufgabenhilfe. Mathehausaufgaben mit Kindern, die nicht einmal annähernd das kleine Einmaleins beherrschen, zu machen, ist eine absolute Geduldsprobe. Zudem ist diese Gruppe wesentlich schwieriger als meine Vormittagsgruppe. Einigen Kindern fehlt Respekt gegenüber der Erzieherin und mir, weshalb die Gruppe schwer zu kontrollieren ist. Der Gruppe fehlt auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl, sodass die Kinder oft petzen, woraufhin die Erzieherin Strafen verhängt, die sie dann aber nicht durchzieht. Aber natürlich habe ich in dieser Gruppe auch schöne Erfahrungen gemacht. Die jüngeren Jungs sind sehr anhänglich, wollen beim “Lonche” (Vesper am Nachmittag) unbedingt neben mir sitzen... Einem von ihnen habe ich das Brettspiel Mühle beigebracht, mittlerweile spielt es die ganze Gruppe. Das ist immer wieder schön, wenn die Kinder kommen und rufen “Karin, spiel mit mir!”. An einem Freitagnachmittag haben wir aus Wasser, Glycerin, Waschmittel und viel Kreativität der Kinder Seifenblasen gemacht. Es verlief zwar leicht chaotisch, aber die Kinder waren mit Begeisterung dabei.

In den vergangenen zwei Wochen war ich kaum in den Gruppen, da wir zusammen mit den Kindern einen Holzzaun und eine Wand gestaltet haben. Mal etwas mit den Händen zu machen, war für mich eine schöne Abwechslung. Die Wand haben wir zuerst weiß gestrichen, danach haben sich die Kinder in verschiedenen Posen an die Wand gestellt, wir haben sie abgezeichnet und schließlich in Grau- und Schwarztönen angemalt.

Die Kinder können sich so mit den Fußball- und Volleyballspielern, mit der Tänzerin etc. gut identifizieren.

Die Armut der Kinder realisiere ich im Heim kaum, weil ich wenig von ihrem eigentlichen Alltag mitbekomme. Erst wenn ich z.B. eine Wohnung eines Kindes, was z.B. ein 20qm großes Zimmer mit zwei oder drei Betten, Kochstelle, Tisch und natürlich Fernseher sein kann, besuche oder Kinder sehe, deren Schuluniform auch im Winter nur aus Rock und Bluse besteht ohne Pullover und Strumpfhose, während ich im dicksten Pullover eingepackt bin und trotzdem friere.

Peru – ein Land vieler Hautfarben

Lima wird auch als “ciudad de todas las sangres” – “Stadt aller Blute” bezeichnet und da ist was dran! Von Anfang an war ich von den vielen verschiedenen Hautfarben der Menschen und Gesichtszügen, die indigene, asiatische, afrikanische und europäische Merkmale kombinieren, beeindruckt. Obwohl die absolute Mehrheit der Kinder des Heims indigener Abstammung ist, werden diejenigen mit besonders dunkler Haut gehänselt. Die weißen Kinder hingegen gelten als besonders hübsch. So kann es bei der Geburt eines hellhäutigen Kindes zu Kommentaren wie, “Oh, das ist dir aber gut gelungen!” oder eben bei einem besonders dunkelhäutigen Kind “Da müsst ihr aber noch üben!” kommen. Genauso wird selbst für peruanische Produkte mit weißen Modells geworben, obwohl nur eine kleine Minderheit der Peruaner hellhäutig ist. Aufgrund meiner Hautfarbe falle ich hier ständig auf, werde in den Mittelpunkt gestellt und schneller angesprochen, so dass es sehr leicht ist, Kontakte zu schließen. Dieser “Gringa-Bonus” (Gringa = hellhaeutige Frau) ist zwar oft angenehm, kann aber auch schnell störend werden, spätestens, wenn man sich mit männlichen Wesen zwischen 15 und 45 nicht mehr vernünftig unterhalten kann...

Religion

Obwohl man eigentlich annehmen müsste, dass ein katholischer Gottesdienst überall auf der Welt gleich ist, wirken peruanische Gottesdienste auf mich überraschend fremd. Dies liegt aber nicht nur an der fremden Sprache, sondern vielmehr auch an der pathetischen und hingebungsvollen Sprechweise des Priesters sowie der lockeren aber auch unfeierlicheren Zeremonie. Gebete werden nicht neutral heruntergeleiert, wie das in Deutschland oft der Fall ist, sondern mit eindringender und einlullender Stimme betont. Während den Predigten läuft der Priester manchmal durch die ganze Kirche und versucht die Gemeinde einzubeziehen mit Standardfragen wie "Wollt ihr in den Himmel kommen?", ein verhaltenes "Ja." antwortet ihm, die Frage wird ein zweites Mal gestellt, so dass ihm ein bereits energischeres "Ja!" entgegenkommt, schließlich wird die Frage nochmals wiederholt, bis auch der Priester mit der Antwort zufrieden zu sein scheint. Andere beliebte Fragen sind: "Wollt ihr Heilige sein?", "Wollt ihr euch ändern?", "Wer liebt euch?" – "Gott!" Die Türen der stets vollen Kirchen werden während der Messe nie geschlossen, schließlich sind im "Haus Gottes" alle Geschöpfe willkommen – so auch Straßenhunde. Etwas unangenehm, wenn man sich kaum auf den Gottesdienst konzentrieren kann, weil ein stinkender, womöglich tollwütiger Hund neben einem liegt.

Dafür erlebe ich die Gemeinschaft und Freude am Glauben hier intensiver als in Deutschland. Beim Vaterunser beispielsweise greifen sich alle an den Händen und der Friedensgruß ist mit einer herzlichen Umarmung verbunden.

Genauso scheinen die Südamerikaner vom Auferstehungsglauben überzeugter zu sein als ihre europäischen Mitchristen. An Allerheiligen versammeln sich so ganze Familien an den Gräbern ihrer Verstorbenen, um gemeinsam zu essen, zu trinken, zu tanzen, eben zu feiern! Dieser peruanische "Gräberbesuch" war für mich ein beeindruckendes Erlebnis.

Jetzt bleiben noch sieben Monate – sieben Monate, in denen ich mal ganz anders Weihnachten feiern werde, sieben Monate, in denen ich den Dschungel kennen lernen werde, sieben Monate, in denen mich meine Eltern besuchen werden, sieben Monate mit hoffentlich noch vielen kleinen und großen Abenteuern.

Ich komme gerade vom Markt, habe mir eine leckere Mango gekauft. Schließlich muss ich noch etwas die riesige Obstauswahl Perus genießen. Jetzt sitze ich bei angenehmen 25°C auf der Terrasse und versuche euch etwas aus meinem Leben hier zu erzählen.

Während das Heim im Januar geschlossen war, lernten wir die Selva, also die Tropen Perus kennen und lernten auch zu schätzen, in Lima einen festen Ort zu haben und nicht wie andere drei Monate oder sogar länger umherzureisen. Das war eine beeindruckende, aber auch eine etwas stressige Reise, immer unterwegs, oft dieselben Gespräche, also erklären, wer ich bin und was ich mache, und schließlich „Hitler und das Dritte Reich“ – ein Thema, das manche Peruaner zu amüsieren scheint. Schließlich erholte ich mich wieder auf unserem Zwischenseminar in Sta. Cruz, Bolivien, das wir zusammen mit 30 anderen deutschen Freiwilligen in einem luxuriösen Hotel verbrachten. Dieser Luxus passte für mich nicht ganz ins Bild, einerseits redeten wir über Armut, andererseits wurden 30 deutsche Jugendliche aus verschiedenen südamerikanischen Ländern und drei Begleiter aus Deutschland eingeflogen, um eine Woche lang über ihre „Sorgen“ zu reden und sich auszutauschen. Allein mit den Ausgaben für uns drei Freiwillige hätte man einer Familie des Hogars ein Häuschen bauen können. Aber mit dieser Überlegung muss wohl der gesamte Freiwilligendienst in Frage gestellt werden – Ist das nicht nur eine Verschwendung von Steuergeldern?

Dennoch habe ich es genossen, wieder mal eine Woche lang nur unter Deutschen zu sein und dabei auch feststellen oder zumindest mir einbilden zu dürfen, dass ich mich im Vergleich zum Vorbereitungsseminar doch etwas verändert und weiterentwickelt habe.

Der Austausch mit den anderen war interessant – manche werden mit einer weitaus existenzielleren Armut konfrontiert als ich hier in Tablada – und immer wieder kam mir der Gedanke: „Ja genau, das erlebe ich doch genauso.“ Zudem wurde mir bewusst, dass nicht nur ich als Frau mit dem Machismo meine Probleme habe, sondern genauso die männlichen Volontäre.

Im Februar begann dann wieder die Arbeit im Heim, aber erstmal ohne Kinder, d.h. zwei Wochen Putzen, Lehrgänge zu den Themen Spiritualität, Leseverständnis und „Förderung des Körperbewusstseins und Koordination“, sowie ein mühseliges Erarbeiten eines recht formellen Jahresplanes, was schließlich scheiterte. „Spiritualität“ wurde leider von einer recht konservativ-katholischen, autoritären, älteren Frau gehalten, was den Erziehern vermutlich wenig half. Der Vortrag „Leseverständnis“ hingegen war inhaltlich sowie methodisch sehr gut und „Förderung des Körperbewusstseins und Koordination“ war sehr praktisch orientiert und gab so auch konkrete Ideen für das Arbeiten mit den Kindern. Ob diese aber auch umgesetzt werden, wage ich zu bezweifeln. Ich denke, diese zwei Wochen, in denen die Erzieher viel Zeit miteinander verbracht haben, haben das Gruppengefühl des Teams gestärkt. Ich zumindest konnte meine „Kollegen“ so nochmal viel besser kennenlernen und fühle mich noch besser integriert.

Ähnlich verhält es sich auch mit dem Deutschunterricht, den wir Anfang März begonnen haben und seither dreimal in der Woche nach der Arbeit geben. Für mich ist dabei weniger das Ziel, dass die Erzieher Deutsch lernen, sondern mehr, dass sich ein besseres Gruppengefühl entwickelt, indem sie zusammen lachen, sich gegenseitig helfen und einfach Zeit miteinander verbringen. Und wenn dabei noch das ein oder andere deutsche Wort hängen bleibt - umso besser!

Mitte Februar kamen nach und nach wieder die Kinder ins Heim. Die 6-Jährigen sollten lernen wie „die Großen“ mit Messer und Gabel zu essen, was manchmal wirklich witzig anzusehen war, aber es ist ja auch nicht ganz einfach, plötzlich mit der linken, also der i.d.R. ungeschickteren Hand den Reis zum Mund zu führen! Schließlich behaupten gesellschaftliche Normen, dass das Messer in die rechte Hand gehört und die Gabel in die linke. In meiner Nachmittagsgruppe (8 - 11-Jährige) sind jetzt mehr jüngere Kinder, was die Gruppe verglichen mit dem letzten Jahr kontrollierbarer und somit angenehmer macht. Die älteren Rebellen wechselten zu den Großen, wo sie jetzt plötzlich die Kleinen sind. Das hat ihnen gutgetan, dort müssen sie sich plötzlich unterordnen. Meine Vormittagsgruppe (12- 17-Jährige) gefällt dieses Jahr noch besser, ich verstehe mich blendend mit dem Erzieher und die Jugendlichen geben mir das Gefühl, dass sie mich respektieren und schätzen.

Vor einigen Jahren haben Spanier dem Heim ältere Computer gespendet. Diese wurden jetzt, sogar mit Internetzugang, in den Räumen der 8-11-Jährigen sowie der 12-17-Jährigen und in einem weiteren Zimmer eingerichtet. Momentan gehe ich nachmittags immer mit drei Kindern in das „Computerzimmer“ und versuche sie mit Word vertraut zu machen. Einige gehen recht sicher mit Computern um, da sie schon in der Schule an PCs gearbeitet haben, anderen hingegen bereitet sogar noch die Mouse Probleme. Auch bei den Älteren sind die Unterschiede enorm.

In diesem zweiten Halbjahr ist für uns eine schöne, herausfordernde und vor allem interessante Aufgabe hinzugekommen. Das Heim möchte mehr über die Familien erfahren und schickt uns daher mit einem Fragebogen (Daten der Eltern, Wohnsituation, Besuch sozialer Einrichtungen) zu jeder einzelnen Familie. Diese Besuche laufen je nach Familie ganz unterschiedlich ab. Manchmal dauert das Ganze nur eine halbe Stunde, manchmal zwei, manchmal ist es sehr bewegend, manchmal ein ungezwungener Austausch, manchmal eine unangenehme Befragung. Ich möchte zwei Besuche beispielhaft etwas genauer beschreiben:

María lebt mit ihren zwei Brüdern, ihren Eltern und ihrer Tante in einem Haus aus Ziegelsteinen und Wellblechdach einige Meter oberhalb des Hogars. Auf dem Weg zu ihrem Haus bellen uns Straßenhunde an, während wir einen steilen, sandigen Weg hochklettern, der im Winter aus purem Schlamm besteht. Oben angekommen bittet uns eine schüchterne Frau herein. Ich betrete ein leeres, dunkles Zimmer, werde in ein weiteres Zimmer mit zwei Betten, in denen sechs Personen schlafen, und einem Fernseher geführt und werde schließlich aufgefordert im nächsten Raum, der Küche, Platz zu nehmen. Es gibt nur einen Stuhl, sodass die Mutter wie ein kleines Schulmädchen vor mir steht. Ich versuche ein Gespräch über das kleine Kind von Mariás Tante anzufangen, erzähle von meinen Neffen, bekomme aber nur kurze, unsichere Antworten. Ich hole schließlich den Fragebogen raus, es beginnt sowohl für mich als auch für die Mutter eine unangenehme Befragung. „Wie heißen Sie?“ „Wie lange sind sie zur Schule gegangen?“ Ein verlegenes Grinsen. „Bis zur vierten Klasse... Meine Tochter hilft mir gerade Lesen und Schreiben zu lernen.“ Arbeiten Sie? „Ich verkaufe manchmal Getränke auf der Straße.“ „Wie viel verdienen Sie?“ „Wenn ich etwas verkaufe etwa 2,50 € am Tag.“ Eine Frage, die vor allem am Anfang für mich schwierig war, da dies in Deutschland ein Tabuthema ist. „Sind sie verheiratet?“ Etwas verlegen wird schließlich zugegeben, dass man keinen Trauschein hat...

Nachdem der Fragebogen erledigt ist, werden mir ein paar „Habas“ (geröstete Bohnen) für zuhause eingepackt, die Mutter zeigt mir noch schnell ihre vier Hühner, die sie oberhalb des Hauses hält. Die Stimmung bleibt angespannt, ich gehe schließlich wieder den steilen Weg vorbei an den Hunden zurück zum Heim.

Am nächsten Tag begleite ich Maruja nach Hause. Sie wohnt auch etwas oberhalb des Heimes zusammen mit ihren zwei Brüdern und ihren Eltern in einem Holzhäuschen bestehend aus einem Zimmer mit drei Betten und Fernseher, ein kleines „Esszimmer“ und einer Küche. Die „Toilette“ ist ein kleiner Plastikverschlag. Wasseranschluss gibt es keinen, stattdessen bekommt die Familie das Wasser vom Nachbarn durch einen Gartenschlauch und speichert es in blauen Tonnen – wie in Deutschland das Regenwasser. Gekocht wird manchmal draußen mit Brennholz, um Gas zu sparen. Maruja stellt mir ihre kleine Cousine vor, ich spiele etwas mit ihr, bis schließlich Marujas Mutter kommt – eine junge Frau, so alt wie mein Bruder, die aber schon eine 12-jährige Tochter hat. Wir setzen uns ins Esszimmer, sie beginnt zu erzählen, erzählt vom Bauchweh ihres Sohnes, von ihren ständigen Kopfschmerzen – eine Folge eines Gehirntumors, den sie vor vier Jahren hatte. Die Operation vor vier Jahren war natürlich auch nicht ganz billig, sie lag eine Zeit lang im Krankenhaus und konnte nicht arbeiten. Das hat ihr Mann ihr damals auch vorgeworfen. Daraufhin antwortete sie ihm, dass sie arbeiten werde, nicht mehr jammern werde, eine gute Frau sein werde. Was für eine verzweifelte Situation das gewesen sein muss! Immer noch befürchtet sie, dass ihr Mann sie aufgrund ihrer Krankheit aufhört zu lieben, sie verlässt. Wenn es ihre Gesundheit zulässt, arbeitet sie als Friseurin, wobei sie wöchentlich 5-10 € verdient für eine 50-Stunden-Woche. Von diesem Geld

muss sie dann aber noch ihre Ausrüstung, also Schere, Rasierklingen,... kaufen. Ein Arbeitstag beginnt für sie frühmorgens, sie macht das Frühstück, räumt alles auf, kocht das Abendessen für ihren Mann und geht schließlich von 11 Uhr bis 21 Uhr Haare schneiden.

Während sie erzählt, beginnt sie zu weinen, ich habe auch Tränen in den Augen.

Diese Familienbesuche sind für mich bereichernd und helfen mir auch die Kinder und ihr Verhalten besser zu verstehen, da ich ihre Familie, ihren Hintergrund kennenlernen durfte. Mir ist zudem bewusst geworden, dass das Heim sicherlich nicht die Ärmsten Perus unterstützt. Aber oft macht Armut nicht nur Materielles aus, sondern auch die Einstellung, das Verhalten der Familien. Man kann einer Familie ein Haus bauen, aber wenn die Familie in ihrer Hütte schon im Dreck gehaust hat, wird das im neuen Haus nicht anders sein. Die finanzielle Unterstützung einer Familie durch das Heim ist also nicht ausreichend, mindestens genauso wichtig ist die Einflussnahme auf das Verhalten der Familien. Eine schwierige Aufgabe, denn das Heim kann zwar die Kinder erziehen, solange sie hier sind, aber zuhause wird ihnen eine andere Realität vorgelebt.

Dennoch, das Ganze auf den Punkt gebracht, fühle ich mich hier richtig wohl, es geht mir sehr gut, es bleibt nach wie vor spannend, interessant, schön. Mittlerweile zähle ich nicht mehr, wie lange ich schon hier bin, sondern wie viele Monate mir noch bleiben. Die Zeit vergeht rasend schnell, ich kann es noch kaum glauben, aber in einer Woche werde ich meine Eltern vom Flughafen abholen – dann kann ich ihnen endlich einen Teil meines Lebens hier zeigen!

Karin

Vor einer Woche musste ich viele Menschen, die mir ans Herz gewachsen sind, ein Land, das zu meinem zweiten Zuhause geworden ist, und ein Leben, das so vollkommen anders war, als mein früheres in Deutschland, verlassen. Seit einer Woche führe ich wieder mehr oder weniger mein altes Leben in meiner alten Umgebung.

Der Abschied in Peru war recht zweigeteilt. Einerseits freute ich mich wieder auf Deutschland, auf meine Familie und Freunde, auf das Essen, auf die grüne Landschaft und auf den Sommer,... Andererseits wurde mir vor allem in den letzten Tagen bewusst wie eng manche Freundschaften wurden, wie gut ich mich in Peru eingelebt hatte und wie wenig ich Deutschland in den letzten Wochen und Monaten vermisste.

In den letzten Wochen vor dem Heimflug kauften wir die letzten Mitbringsel ein, besuchten zum letzten Mal bestimmte Orte Limas, trafen uns zum letzten Mal mit unseren Freunden und Bekannten, schrieben Abschiedskärtchen mit unseren Fotos, setzten uns mit dem Abschied auseinander.

Am letzten Donnerstag in Peru verabschiedeten Verena und ich uns von den Kindern. Vormittags bereiteten wir ein besonderes „Refrigerio“, ein besonderes Vesper, vor. Vor dem Mittagessen versammelten sich alle Kinder im Essensraum, sangen ein Lied und übergaben uns Briefe und kleine Geschenke. Nachmittags verabschiedeten wir uns wiederum zuerst in unseren Gruppen und anschließend von allen Kindern im Speisesaal.

Am Freitagabend machten wir ein Abschiedsfest mit dem gesamten Personal des Heimes sowie unseren Freunden, tagsüber waren wir mit den Vorbereitungen wie Kochen beschäftigt. Es war eine schöne Feier, es wurde getanzt, wie es zu jedem peruanischen Fest dazu gehört. Das Wochenende und den Montag verbrachten wir mit unseren engsten Freunden, beim Friseur und im Supermarkt, um Ají, Choclo, Obst und andere Dinge, die es in Deutschland nicht gibt, einzukaufen. Schließlich brachten uns am Dienstag schon frühmorgens der Direktor, zwei Erzieher sowie Jakob, der noch einen Monat länger in Peru bleibt, an den Flughafen. Während dem Flug nach Caracas waren wir in Gedanken noch in Peru, während dem zweiten Flug schon in Deutschland. Wieder auf deutschem Boden war alles wieder unerwartet normal, auch wenn ich in Frankfurt doch etwas überrascht war, dass aus dem Wasserhahn nur warmes Wasser kommt.

In den vergangenen Monaten bekamen wir die Chance, auch einen kleinen Einblick in das Leben der Oberschicht zu bekommen. Wir besuchten das Colegio Humboldt – die deutsche Schule Limas. Die Humboldt-Schule kann man sich wie einen deutschen Kindergarten, eine deutsche Grundschule und ein deutsches Gymnasium in einem vorstellen, nur mit dem großen Unterschied, dass auf dem Pausenhof Spanisch gesprochen wird und die Schule von einer fünf Meter hohen Mauer und einem Elektrozaun vor der Außenwelt geschützt wird. Im Kindergarten lernen die Kinder wie in anderen peruanischen Kindergärten schon Buchstaben zu malen, hier treffen wohl zwei verschiedene Bildungssysteme aufeinander. Mit dem Beenden der elften Klasse erhalten die Schüler den peruanischen Abschluss, diejenigen, die weitermachen möchten, können in der zwölften Klasse das baden-württembergische Abitur erwerben. Nach Auskunft eines deutschen Lehrers bietet die

Humboldt-Schule ihren Schülern abgesehen von einer riesigen Auswahl an AGs nicht mehr und nicht weniger als ein durchschnittliches Gymnasium. Jedoch zahlen die Humboldt-Schüler 380 US \$ (knapp 300 €) monatlich für die gleiche Bildung, wie wir in Deutschland kostenlos erhalten! Damit gehört die Humboldt-Schule aber noch lange nicht zu den teuersten Perus. Das Colegio Roosevelt, eine amerikanische Schule, verlangt rund 900 US \$ (etwa 700 €).

Später besuchten wir einen Lehrer der Humboldt-Schule. Er wohnt mit seiner Familie in einem geschlossenen Wohnviertel, das von einer Mauer umgeben ist sowie von einer Sicherheitsfirma bewacht wird. Dieses Wohnviertel wirkt wie eine Oase, es erinnert nichts an den Stress und an den Schmutz der Megastadt Lima. In einem hübschen Park spielen hellhäutige Kinder Fußball umgeben von villenartigen Einfamilienhäusern mit Swimming-pool und großem Garten. Alles ist grün, nichts lässt vermuten, dass das Wohnviertel sich in der Wüste befindet. Häuser in solchen Wohngegenden haben gewöhnlich einen getrennten „Dienstmädcheneingang“ für die „Empleada“, die Hausangestellte. Eine Hausangestellte zu beschäftigen, die kocht, wäscht und putzt, ist in der peruanischen Mittel- und Oberschicht normal und wird von der Gesellschaft auch erwartet, da so ja auch Arbeitsplätze geschaffen werden.

Dieser Lehrer zeigte uns noch ein Wohnviertel, in dem die Superreichen, wie beispielsweise Botschafter, wohnen. Von dort aus hat man einen sagenhaften Blick auf Lima, einige Villen sehen aus wie kleine Schlösschen und auf einem Grundstück gäbe es sogar einen künstlich angelegten Wildwasserbach zum Kajakfahren. Ein paar Kilometer weiter leben Familien, die ihr Wasser durch einen Gartenschlauch vom Nachbarn bekommen und es in Regentonnen speichern... Lima ist in jeglicher Hinsicht eine Stadt der Extreme.

Eine etwas andere Erfahrung war der Besuch meiner Eltern im April. Sie wohnten bei mir im Hogar. Elf Tage reisten wir in den Süden des Landes, besuchten Arequipa, den Titicacasee, Cusco und Machu Picchu, eben die typische Perureise, touristisch, anstrengend und schön. Als wir wieder zurück in den Hogar kamen, wartete eine Überraschung für uns: Der Rückflug werde sich auf unbestimmte Zeit dank eines isländischen Vulkans verschieben. Das war für meine Eltern eine durchaus unangenehme Nachricht, aber dafür konnten sie in den vier Tagen, die sie länger blieben, mehr von meinem Alltag erleben und mitleben.

Für mich war die Zeit mit meinen Eltern einerseits schön, ich konnte ihnen etwas von „meinem“ Land zeigen, andererseits aber auch anstrengend, da sie von mir sehr abhängig und immer an meiner Seite waren. Zudem fiel es mir auch nicht immer ganz leicht, zu verstehen und zu akzeptieren, dass Peru auf sie anders wirkte als auf mich. Schließlich verstand ich im Gegensatz zu ihnen die Sprache und hatte schon einige Monate Zeit, um mich einzugewöhnen.

Jetzt muss ich mich erstmal wieder in Deutschland eingewöhnen, wobei mir schon wieder alles recht normal und erschreckend gleich wie früher erscheint. Mitte August werde ich an dem Rückkehrerseminar in Köln teilnehmen, Mitte Oktober beginnt schon mein Studium - ein neuer Lebensabschnitt.

Vor gut einem Jahr begann für mich das Abenteuer Peru, zehn intensive Monate, die mich noch lange begleiten werden. Es begann mit einem Flug ins Ungewisse, einem Flug mit gemischten Gefühlen. Einerseits Vorfreude endlich den Traum vom Auslandsjahr verwirklichen zu dürfen, andererseits Angst vor dem, was mich erwarten könnte und schließlich ein wehmütiges Gefühl das bisherige Leben sowie Familie und Freunde zumindest für zehn Monate zurücklassen zu müssen.

Während der ersten Wochen glich meine Gefühlswelt einer Achterbahnfahrt. Alles war spannend, aufregend, neu, aber auch ungewohnt und manchmal unangenehm, verwirrend. Kein Tag endete so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Die einfachsten Dinge konnten mich unbeschreiblich glücklich machen – eine Busfahrt durch Lima war einfach genial -, diese Glücksmomente wurden aber auch immer wieder vom Heimweh unterbrochen – Was, immer noch neun Monate?!

Die Menschen im Heim versuchten uns den Anfang leicht zu machen, sie kamen mit viel Herzlichkeit auf uns zu, versuchten uns ihre Welt zu erklären, versuchten geduldig unser stockendes Spanisch zu verstehen. Ich brauchte Zeit all die neuen Eindrücke zu verarbeiten, kämpfte manchmal mit dem Heimweh. Am Wochenende machten wir viele Ausflüge, um Limas verschiedene Stadtteile kennenzulernen oder besuchten peruanische Bekannte, unter der Woche waren wir tagsüber bei den Kindern. Mit ihnen spielte ich gelegentlich Mühle, Volleyball oder Fußball, meistens half ich ihnen aber bei den Hausaufgaben. Hierbei war ich manchmal ungeduldig, erwartete, dass die Kinder selbstständiger ihre Hausaufgaben erledigen könnten oder bessere Grundlagen hätten. Es deprimierte mich, wenn ich den Eindruck hatte, dass die Kinder und Jugendlichen in der Schule kaum Fortschritte machten. Andererseits freute es mich, die Herzlichkeit und Anhänglichkeit der Kinder zu erleben. Sie kamen immer wieder auf mich zu, suchten meine Aufmerksamkeit. Es war schön nicht die strenge Erzieherin spielen zu müssen, sondern eben „nur“ die Freiwillige zu sein.

Während der ersten Monate reisten wir auch viel, lernten die Anden kennen, die Sanddünen Icas und im Januar schließlich den Regenwald. Diese Reisen zeigten uns ein unheimlich vielfältiges Peru, versprachen immer auch Abenteuer.

Ende Januar, nach den vier Wochen in den Tropen, freute ich mich darauf nach Tablada zurückzukehren, nun fühlte ich es richtig, Tablada war mein Zuhause geworden. Meine Gefühle befanden sich längst nicht mehr auf Achterbahnfahrt, wirkliches Heimweh gab es nicht mehr. Beim Personal des Hogars fühlte ich mich integriert, eben ein Teil der Gruppe, ähnlich erging es mir mit den Kindern. Vor allem zu den Jugendlichen gelang es mir freundschaftliche Beziehungen aufzubauen, bei ihnen fühlte ich mich pudelwohl. Mein Spanisch reichte endlich etwas über den gewöhnlichen Smalltalk hinaus, ich konnte intensivere Gespräche führen und so meine Gegenüber besser kennenlernen, es entstanden Freundschaften.

Nach einer Spende aus Spanien wurden im März für die Kinder ältere Computer eingerichtet. Wir begannen mit einigen Gruppen am PC schreiben zu üben und die ersten Schritte in Tabellenkalkulation und im Internet zu machen. Die Jugendlichen verwendeten vor allem das Internet für ihre Hausaufgaben.

Abgesehen davon boten wir dem Personal des Heimes einen dreimonatigen Deutschkurs an. Anfangs war die Motivation groß, auch wenn sie schließlich nicht viel mehr lernten, als Begrüßungs- und Abschiedsformeln. Dafür verbrachten die Angestellten viel Zeit zusammen, lachten über- und miteinander. Ich hoffe, dass wir so etwas zur Stärkung des Teams beitragen konnten.

Im März und April bot sich uns auch die Chance die Familien der Kinder und ihre Lebensverhältnisse kennenzulernen. Mit einem Fragebogen der Heimleitung besuchten wir die Familien. Die Besuche gestalteten sich sehr unterschiedlich, einige freuten sich, dass wir kamen, anderen war es unangenehm. Für diese Besuche bin ich sehr dankbar, es half mir die Kinder vor dem Hintergrund ihrer Familien besser zu verstehen und gab mir einen Eindruck davon, aus welcher unterschiedlichen Verhältnissen die Kinder kommen. Ein paar Kinder lebten in massiven Häusern, hatten Strom- und Wasseranschluss, manche sogar einen PC, andere lebten in einer 8 qm großen Hütte, schliefen zu dritt in einem Bett, der Boden war bloß festgestampfte Erde, das Wasser speicherten sie in einer

Wassertonne.

Kurz darauf lernten wir auch eine andere Realität der Millionenmetropole Lima kennen. Wir besuchten die Deutsche Schule und einen deutschen Lehrer, der mit seiner Familie in einem reicheren Wohnviertel lebt. Dort wirkte der Reichtum geradezu verschwenderisch auf mich.

Armut zu definieren fällt mir nach wie vor schwer. Was ist Armut und gibt es sie in Deutschland überhaupt? Ist ein in Deutschland lebender Hartz-IV-Empfänger reicher, als eine Peruanerin, die zwar in weit ärmlicheren Verhältnissen lebt, aber vielleicht besser in der Gesellschaft integriert ist? Schließlich darf der Begriff „Armut“ nicht nur auf das Materielle begrenzt werden, Armut hat viele Gesichter.

Im Juli musste ich Freunde und mein dortiges Leben zurücklassen. Mit einigen halte ich natürlich noch Kontakt, Peru ist immer noch präsent, auch wenn es gerade mit dem Studienbeginn etwas in den Hintergrund gerückt ist. Ich konnte mit einem zufriedenen Gefühl zurückkehren und die letzten Wochen wieder daheim genießen. Ich hatte die zehn Monate genutzt, habe viel von Peru gesehen und erlebt, bin ein Stück weit selbständiger, selbstbewusster und vielleicht auch erwachsener geworden.

In Peru konnte ich auch über den eigenen Tellerrand etwas hinaussehen, meinen Blickwinkel auf die Deutschen und auf Deutschland in mancher Hinsicht weiten.

Ich habe den Luxus schätzen gelernt, Wasser direkt vom Hahn trinken zu können und sich sowohl tagsüber als auch nachts überall frei bewegen zu können, ohne Gefahr zu laufen, gleich überfallen zu werden.

Wenn man die Herzlichkeit, die Gastfreundschaft und den vielen Körperkontakt z.B. bei Begrüßungen der Südamerikaner kennengelernt hat, kann man sich leicht vorstellen, warum Deutsche von Ausländern oft als kalt empfunden werden. Während der Zugfahrt von Frankfurt nach Basel wurden Verena und ich auch erst mal von „den Deutschen“ enttäuscht, weil wir eben nicht gleich von fünf Freiwilligen umgeben waren, die unsere Koffer tragen wollten. Aber da hatten wir eben Pech, im Gegenteil, in den letzten Wochen wurden wir immer wieder von der Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit überrascht, auch hier wird einem ganz genau der Weg erklärt, wenn man sich mal verlaufen hat – nicht nur in Peru!

Die Deutschen jammern ja gerne und auf hohem Niveau. Klar, 500 € Studiengebühren pro Semester sind für einen Studenten viel, aber verglichen mit anderen Ländern ist das einfach nichts. In Deutschland hat jedes Kind weitgehend unabhängig vom Geldbeutel der Eltern Zugang zu einer vernünftigen Schulausbildung. Auf eine Schule, die mit einer deutschen Schule vergleichbar ist, kann in Peru nur ein Kind der Oberschicht gehen. Selbst für eine Berufsausbildung müssen Peruaner bezahlen – sie verdienen dabei nichts.

Dankbar zu sein für die Annehmlichkeiten und die Möglichkeiten, die mir Deutschland bietet, auch das habe ich aus Peru mitgenommen.

Im vergangenen Jahr habe ich viele unbezahlbare Erfahrungen gemacht, die ich nicht missen möchte! Ich bin froh, dass ich all das, also Freud und Leid, Schönes und Verwirrendes mit Verena und Jakob teilen konnte und immer noch kann.

01.11.2009

Hallo alle zusammen,

ich bin gerade vom Friedhof zurückgekommen. Ja, genau, heute ist Allerheiligen, daher bin ich mit Jakob und Verena, so wie es sich gehört, auf einen Friedhof in Nueva Esperanza gegangen. Nueva Esperanza ist ein Stadtteil Limas, das Tablada sehr ähnelt.

Nun ja, wenn ich ehrlich bin, hatte unser Friedhofsbesuch eher touristische Gründe als spirituelle. In Lima leben auch viele Menschen, die ursprünglich aus der Sierra, aus den Anden, kommen. In den Anden ist es Brauch am 31. Oktober alle möglichen Köstlichkeiten zu kochen, welche dann auf einem Tisch ausgebreitet werden, aber noch nicht gegessen werden. Nehmen wir mal an, es fliegt zufällig eine Fliege um das Essen herum, wird dies als Anwesenheit der Verstorbenen gedeutet. Am nächsten Tag geht man schließlich seine Angehörigen auf dem Friedhof besuchen und nimmt das ganze Essen mit, um mit den Toten zu essen... So ungefähr hat es mir jedenfalls eine Erzieherin im Heim erzählt.

So ähnlich läuft es auch auf dem Friedhof in Nueva Esperanza ab. Es werden mitten auf dem Friedhof (man stelle sich das mal in Deutschland vor!) Getränke, Essen, Blumen, Handyverträge, Spielsachen usw. verkauft. Es sorgen Bands, die eher an eine Guggenmusik erinnern, für Stimmung und Eisverkäufer und andere für das leibliche Wohl. Das Ganze wirkt wie ein großes Volksfest. So habe jedenfalls nichts von der andächtigen Stille und Trauer, wie auf deutschen Friedhöfen, gespürt. Im Gegenteil, die Menschen sitzen (!) auf den Gräbern oder malen die Steine der Gräber an bzw. schmiegeln das Grabkreuz... und das an einem Feiertag ☺! Schließlich wurden wir von einem etwa 50-jährigen Ehepaar noch eingeladen, uns zu ihnen auf die Gräber ihres Sohnes und Neffens zu setzen und mit ihnen ein Glas Bier zu trinken. Dann kamen noch drei junge Musiker vorbei, die gegen etwa 2,50 € ein paar Lieder mit Panflöten, Gitarren usw. spielten, was sich total schön anhörte. Die Ehefrau begann zu tanzen... Dieses Spektakel zog gleich Fotografen, Kamaraleute und andere Friedhofstouris an, wir hatten aber die besten Plätze☺. Kurz bevor wir gingen, luden sie uns noch zu ihnen nach Hause ein. Mal sehen, wenn uns mal an einem Wochenende langweilig wird... Die Peruaner sind eben sehr „amigueros“, wie uns der Ehemann erklärte. Damit wollte er wohl sagen, dass sie gegenüber Fremden sehr offen und gastfreundlich sind, man hier eben schnell Freunde findet. Diese Offenheit gefällt mir, dank dieser peruanischen Eigenschaft haben wir schon viel mehr erlebt, als wir ohne diese Offenheit erlebt hätten.

Zwischen den Gräbern als weiße Touris durchzulaufen, war zwar schon ein komisches Gefühl, aber ich denke, das kam vor allem daher, dass wir in Deutschland mit Friedhöfen einfach anders umgehen. Jedenfalls war es ein beeindruckender Tag. Wenn ich in Deutschland an Allerheiligen irgendwann mal wieder einen Friedhof besuche, werde ich mir sicherlich die Angehörigen auf den Gräbern sitzend, biertrinkend und lachend vorstellen.

Noch zu einem anderen Thema, als Gringa (Frau mit weißer Hautfarbe) in Lima zu leben ist einerseits schön, weil man auffällt, d.h. man wird schnell angesprochen (z.B. so wie auf dem Friedhof) und kann so leicht Kontakte schließen, aber andererseits musste ich in letzter Zeit auch feststellen, dass es super nervig sein kann. Auf dem Friedhof heute wurden wir oft angestarrt, wir kamen uns halt einfach nicht normal vor. Das ist aber nicht so schlimm. Nerviger ist, wenn man sich mit 16- bis 30-jährigen männlichen Wesen nicht mehr normal unterhalten kann. Die Gesprächsthemen beschränken sich dann erstmal darauf, ob ich einen Freund in Deutschland habe, dass ich hübsch sei, schöne Augen hätte, einen tollen Charakter hätte und weitere zweifelhafte Komplimente (was man nicht alles innerhalb von 10 Minuten über einen Menschen aussagen kann!?) und schließlich, wie mein Traumtyp sein sollte und ob mein Gegenüber ungefähr diesem entspricht. Im weiteren Gesprächsverlauf kommt dann oft heraus, dass sie mit Peru unzufrieden sind, andere Länder gerne

kennenlernen würden oder sogar aus Peru auswandern würden. Warum nicht nach Deutschland?! Naja, als Peruaner ein Visum zu bekommen ist halt nicht so einfach... Ich muss mir jetzt mal angewöhnen, die Frage, ob ich einen Freund in Deutschland hätte, mit „Ja.“ zu beantworten. Zumindest bei einigen Typen. Ich verstehe auch nicht, warum die sich auch so doof anstellen. Die Südamerikaner sind eigentlich Meister darin, alles indirekt und über Umwegen auszudrücken (d.h. sie würden niemals direkt sagen, was sie stört etc., da der andere ja verletzt werden könnte), aber diese Jungs zeigen immer total plump, dass sie nur an einer Beziehung mit der Gringa interessiert sind. Es wirkt fast so, als ob sie keine Zeit hätten.

Von den Läusen bin ich immer noch verschont geblieben, den Schimmel habe ich weggeputzt und der Sommer kommt. Mittlerweile scheint 4-5-mal die Sonne in der Woche. Mit den Kindern läuft es sehr gut, in meiner Nachmittagsgruppe können jetzt schon mehr als 10 Kinder Mühle spielen. Nächste Woche versuche ich mal sowas wie Englischunterricht den 12- bis 17-jährigen zu geben. Die können sich hier nämlich nach 5 Jahren Englisch z.T. noch nicht mal vorstellen. Mal sehen, vielleicht bringt's ja was.

<http://picasaweb.google.com/kikarin0>

Liebe Grüße

Karin

13.10.2009

Hallo alle zusammen!

Seit meinem Flug nach Lima sind bereits gute vier Wochen vergangen, vier Wochen, in denen viel passiert ist, vier Wochen mit Höhen und Tiefen.

Mittlerweile haben wir drei uns (ohne Streit!) geeinigt, wer in welcher Gruppe für die nächsten Monate bleibt. Ich werde morgens bei den 12- bis 17-Jährigen sein und nachmittags bei den 9- bis 12-Jährigen. Zu den Kindergartenkindern möchte niemand von uns. In dieser Gruppe befinden sich gut 20 3- bis 5-Jährige in einem Raum, die ihre Hausaufgaben machen müssen. Denn in Peru lernen schon 3-Jährige Buchstaben zu malen. Unsere Aufgabe wäre es, zwei Kinder zu betreuen, d.h. dafür zu sorgen, dass sie nicht aufstehen und durch das Zimmer rennen. Ich vermute mal, dass sie morgens auch viel sitzen müssen. Und ehrlich gesagt, war ich mit 2 Kindern gut beschäftigt. Die waren auch richtig frech, eben kleine Bengel. Aber vielleicht hat uns die Erzieherin auch die schlimmsten zwei gegeben, sie hat ja zusammen mit einer weiteren Frau noch genug zu tun mit der restlichen Rasselbande. Ich hoffe nur, dass meine zwei Neffen nichts so werden, wie diese zwei Kinder, die ich betreuen sollte!

Mittlerweile haben wir auch die Religiosität der Peruaner kennengelernt. Wir haben an einem Wochenende die Partnergemeinde von Haltingen (Verenas Pfarrgemeinde) besucht. Diese Gemeinde befindet sich in einem Stadtteil Limas, das etwa genauso lange wie Tablada existiert, aber bei weitem nicht mehr so arm ist. Sonntags feiern sie dreimal einen Gottesdienst, bei zweien ist der „Tempel“ (so nennen sie hier ihre Kirche) richtig voll, so dass die Gläubigen sogar stehen, und deren Kirche ist bei weitem größer als die Kirche in Hausen oder Schopfheim. Voller Stolz erzählten sie uns, dass sie dreimal in der Woche von Haus zu Haus gingen, um zu missionieren. Ich dachte erst, ich hätte sie nicht richtig verstanden! Aber

sie machen das wirklich so wie die Zeugen Jehovas. Angeblich werden sie nur bei der Hälfte der Familien abgewiesen, bei der anderen Hälfte hätten sie Erfolg. Überhaupt verbringen manche Gemeindemitglieder ihre gesamte Freizeit in der Gemeinde, d.h. sie sind 7 Tage in der Woche mit ihrer Pfarrgemeinde beschäftigt. An jenem Wochenende fand auch ein diözesanweites Jugendtreffen statt, an dem wir mit anderen Jugendlichen der Partnergemeinde teilnahmen. In einer riesigen Sporthalle wurde am Anfang das Allerheiligste angebetet. Ein Sänger sang mit (abstoßend) schnulziger Stimme Texte wie „Jesus, du bist die wichtigste Person an diesem Ort.“ Und das wiederholte er natürlich mindestens 15-mal... Gegen Nachmittag wurden wir noch dem Bischof vorgestellt, der mich fragte, wann ich heiraten würde (?!), und aufgefordert bzw. dazu gedrängt vor 2000 Jugendlichen zu sagen, welche Freude es für uns Deutsche sei, an diesem Treffen teilnehmen zu dürfen (an diesem Nachmittag war es aber eher eine Horrorveranstaltung für mich). Das haben wir nach langem Hin und Her dann tatsächlich gemacht. Peinlich! Als wir schließlich wieder zur Partnergemeinde zurückfuhren, sahen wir noch eine Prozession mit einer Marienstatue, die momentan wohl wöchentlich stattfindet. Überhaupt ist die Heiligenverehrung hier sehr ausgeprägt. Danach haben uns zwei Peruaner im Taxi heimbegleitet. Da sie ja unbedingt zu zweit mitkommen mussten, quetschten wir uns hinten zu viert rein... Im Taxi wurde uns dann erzählt, dass wir Glück hätten, dass wir noch unsere Rucksäcke und Schlafsäcke haben, denn sonst würden sie an den Ständen entlang der Straße bereits zum Kauf angeboten. Und tatsächlich gab es an den Ständen gebrauchte Schuhe, Taschen... Nach diesem Tag hatte ich erstmal genug von diesem Extremkatholizismus, mittlerweile bin ich aber froh, auch dies kennengelernt zu haben. Mal sehen, was noch kommt.

Nun aber zu unserer ersten Reise in Peru. Am vergangenen Donnerstag war in Peru ein Feiertag, Mittwoch und Freitag bekamen wir auch frei (wir sollten dafür aber einen Schwarzwälder backen, das ist aber unmöglich hier, da es in ganz Lima kein Kirschwasser gibt... Deshalb wage ich mich morgen an eine Bananen-Schocko-Torte, mal sehen, ob das hier was wird.) so dass wir in die Sierra, in die Anden, reisen konnten. Für etwa 5€ fuhren wir mit einem komfortablen Reisebus nach Tarma (6-7 h) und überquerten dabei einen Pass mit 4818m. So eine Busfahrt ist in Peru gleichzeitig auch eine Art Kaffeefahrt, denn wir mussten uns mindestens eine Stunde lang anhören, wie schlecht die Peruaner sich ernähren und welche Pille man kaufen sollte, um Krebs, Verdauungsbeschwerden oder jede andere Krankheit zu verhindern. Solche Verkaufsveranstaltungen finden auch in den öffentlichen Bussen Limas statt, da werden dann aber nicht nur Pillen oder Süßigkeiten verkauft, sondern es wird auch vom „wahren Glauben“ gepredigt. In Tarma hatte ich aufgrund der Höhe Kopfweg und mir war schwindlig. Treppensteigen ohne ordentlich nach Luft zu schnappen, war gar nicht möglich. Das habe ich nicht erwartet, da Tarma mit 3000m eigentlich nicht sooo hoch liegt. Für 5 € pro Nacht und Person hatten wir in einem Hostel übrigens ein Dreibettzimmer ohne Frühstück mit eigenem Bad und ab und zu mit warmem Wasser.

In Tarma haben wir endlich auch das wahre Peru (oder zumindest das der Reiseführer) kennengelernt. Auf dem Wochenmarkt verkauften Frauen, die in bunten Röcken gekleidet waren oder Babys in bunten Tüchern auf den Rücken gebunden hatten, ihre Waren, d.h. Gemüse, Käse, Obst, Kochlöffel... Dort habe ich zum ersten Mal seit 4 Wochen auch wieder Brot ohne einen leicht süßlichen Geschmack gegessen. Lecker! An einem Tag sind wir in ein Dorf auf 4000m Höhe gefahren, wo wir oft von Einheimischen angesprochen wurden, woher wir kämen,... Eine Frau fragte uns, wie lange man von Deutschland nach Peru fliege. Als Verena 15h sagte, vergewisserte sie sich nochmals, ob sie nicht 15 min. meine. Außerdem wollte sie wissen, ob man in Deutschland Englisch spräche und wie viel der Flug koste. Das war doch eine etwas unangenehme Situation. Die Landschaft und die Bauern, die fast ohne Hilfsmittel (aber mit Pestiziden) die Felder bearbeiten, waren wie aus einem Peru-Bilderbuch. Das Taxi, das wir zurück nach Tarma nahmen, war nach deutschen Maßstäben eigentlich voll, aber nach peruanischen passten wir drei noch gut in den Kofferraum, d.h. in ein normales Auto werden ohne Probleme 11 Personen reingesteckt, vorne 3, auf den Rücksitzen 3, im Kofferraum bis zu 5! Das war für uns doch ein kleines Abenteuer. Am

Samstag liefen wir ein kleines Stück auf dem Camino Inca, dem Inkaweg. Im Gegensatz zu den Wanderwegen in den Alpen begegnet man hier keinem Menschen, abgesehen von den Einheimischen in den Dörfern, die uns vermutlich für verrückt halten, da wir ja nichts besseres zu tun haben, als in der Gegend rumzulaufen... Die Anden sind karger als die Alpen und eher rotbraun, sie haben mir aber sehr gut gefallen. Endlich haben wir auch mal wieder einen tiefblauen Himmel gesehen.

Es war richtig schön mal wieder aus dem feuchten, grauen, dreckigen, hektischen Lima rauszukommen (in Tarma fiel mir mal wieder auf, wie modrig mein Schlafsack riecht und wie feucht die Kleider sind), aber genauso war es schön, wieder nach Tablada, in das Heim, in mein Zimmer zurückzukommen, was doch schon eine Art Zuhause für mich ist.

Übrigens von den Läusen wurde ich bisher verschont, aber meine Treckingsandalen haben einen leichten Schimmelpelz bekommen. Zum Glück kann man die gut waschen... Aber der Sommer kommt bestimmt!

Liebe Grüße

Karin

20.09.2009

Hola! Hallo!

Vorletzten Freitag bin ich mit Jakob und Verena nach Peru, genauer gesagt in die Hauptstadt Lima, geflogen. Schon alleine der Flug war sehr aufregend und spannend, da es ja mein erster war. Aber eigentlich kommt es mir schon viel länger vor, denn seither habe ich schon jede Menge erlebt.

Ich versuche einfach mal etwas von meiner Umgebung usw. zu erzählen. Jeder von uns dreien hat sein eigenes Zimmer, in dem ich mich, nachdem ich meinen Koffer ausgepackt hatte und mich an den modrigen Geruch und den Staub (den man jeden Tag wegwischen könnte) etwas gewöhnt hatte, mittlerweile auch recht wohl fühle. Heute rieche ich den Geruch schon fast gar nicht mehr. Insgesamt bin ich überrascht, wie schnell wir uns an unsere neue Umgebung gewöhnt haben. Das Bad, die Küche usw. sehen jetzt schon viel netter aus als am ersten Tag ☺. Das Wetter ist nasskalt und ungemütlich, ab und zu hat aber auch schon die Sonne geschienen. Daher bin ich recht froh um meine Strumpfhose, Pullis und Fliesjacke und natürlich um meinen Schlafsack, Wärmflasche und Skiunterwäsche, dank denen die Nächte angenehm warm sind. Hier habe ich nämlich keine flauschige Daunendecke, sondern 3 leicht feuchte Teppiche (Decken), die übereinander gelegt sind. Naja, das hört sich jetzt viel schlimmer an, als es ist.

Der Hogar de Tablada betreut ca. 110 Kinder im Alter von 3 bis 17 Jahren. Sie sind nach dem Alter in 4 Gruppen eingeteilt, jede Gruppe wird von einem Erzieher betreut. Die Kinder machen hier ihre Hausaufgaben, bei denen sie die Erzieher eigentlich unterstützen sollten, aber in Wirklichkeit sind die Erzieher z.T. schon mit den Aufgaben von neun-, zeh- oder elfjährigen Kindern überfordert. Die Kinder kommen um sieben morgens und frühstücken, manche gehen vormittags in die Schule, andere nachmittags. Wir drei frühstücken aber in unserer Küche und gehen dann um acht in unseren „Salón“. In dieser Woche bin ich bei der Gruppe der „ninas y ninos del manana“ (Kinder von morgen) gewesen. Das sind die Kinder im Alter von etwa 8 bis 12. Im Großen und Ganzen helfe ich bei den Hausaufgaben (das kleine 1 mal 1 üben, spanische Verben konjugieren,...), jetzt kann ich sogar wieder richtig gut schriftlich multiplizieren und dividieren ☺, oder ich spiele Uno oder Volleyball, wobei ich mich

schon richtig anstrengen muss, um mit den zehn- oder elfjährigen Kindern mithalten zu können. Denn die Peruaner lieben wohl Volleyball und beherrschen es daher auch! Ab zwölf haben wir Mittagspause, um halb eins essen wir mit den anderen Erziehern. Das Essen schmeckt ganz gut. Es gibt fast immer Reis, einmal in der Woche gibt es Fisch dazu, einmal Fleisch, zweimal Hülsenfrüchte und einmal irgendwelches Gemüse. D.h. das Essen im Hogar ist (abgesehen vom Weißbrot) recht gesund, wohingegen das Trinken etwas zu kurz kommt. Für die Kinder gibt es zum Trinken viermal am Tag einen aus Früchten gepressten Saft, allerdings mit viel zusätzlichem Zucker. Die Möglichkeit noch zusätzlich Wasser zu trinken haben sie nicht. Um halb drei geht's für uns in der Gruppe wieder weiter. Um fünf gehen die Kinder dann nach Hause. Mit den Kindern komme ich richtig gut zu recht. Sie kommen dauernd zu mir, wollen wissen, wie ich heiße, umarmen mich, wollen irgendwas mit mir machen, sind total neugierig usw. Das macht es sehr einfach und für mich auch sehr schön. Mittlerweile wäre es mir aber wesentlich lieber, wenn die Kinder nicht dauernd mich umarmen würden bzw. meine weiche Fliesjacke betatschen würden, denn Verena hat gestern in ihrer Gruppe LÄUSE entdeckt! Das beschäftigt uns drei momentan sehr (es juckt auch schon am ganzen Körper, wenn ich nur dran denke), da man hier die Läuse womöglich nicht mehr wegbekommen würde, da man ja dauernd mit den Kindern in Kontakt ist.

Manche Kinder sind schwer zu verstehen, aber die Mehrheit der Kinder hat viel Geduld und begreift, dass sie langsam reden müssen. Mit der Sprache klappt es jeden Tag immer etwas besser, ich verstehe immer mehr und lerne dauernd neue Wörter. Manche Peruaner sind nur schwer zu verstehen, aber das geht schon, wenn man sich etwas eingehört hat! Der Heimleiter Luis gibt sich sowieso sehr viel Mühe mit uns Freiwilligen, er redet langsam und deutlich, erklärt und erzählt uns viel. Luis ist mir richtig sympathisch geworden. Mit einer anderen Peruanerin, Luz, verbringen wir unsere Abende. Am Montag waren wir mit ihr einkaufen (viel gesundes Gemüse und Obst und natürlich „pollo“, also Hühnchen) und abends schauen wir ihr meistens zu, wie sie ein Hühnchen zerlegt und für uns etwas typisch Peruanisches kocht. Wir werden hier also richtig verwöhnt und umsorgt. Die höfliche und zurückhaltende, aber doch herzliche Art der Peruaner ist sehr angenehm und gefällt mir gut.

Bisher waren wir immer nur im Hogar und haben daher das Gefühl bekommen, dass es sich hier in Tablada (so was wie ein Stadtteil von Lima) recht gut leben lässt. Am Mittwoch hat uns der Heimleiter mit dem VW-Bus des Heimes Tablada gezeigt. Zum einen war die Größe von Tablada und damit auch von Lima beeindruckend und zum anderen die Häuser und Bauweise. Tablada gibt es ungefähr seit 50 Jahren, seit etwa 20 Jahren haben viele Häuser Strom und Wasser. Es gibt aber auch heute noch Häuser, die keinen Wasseranschluss haben. Viele Häuser sind aus Stein, einige aus Spanplatten oder Blech gebaut. Es gibt ein paar geteerte Straßen, die Mehrheit ist aber aus Sand.

Am Donnerstag waren wir mit dem Heimleiter Luis in Miraflores, dem Reichen- und Handelsviertel Limas. Schon allein die ca. 1h Fahrt dahin mit einem „Bus“ war ein Abenteuer. Diese Combis sind etwas länger als ein VW-Bus, aber es werden nicht einfach 9 oder 10 Personen reingesteckt, sondern bis zu 20. Diejenigen die kein Plätzchen mehr zum Sitzen finden, müssen gebückt stehen. Der Verkehr ist lange nicht so zivilisiert wie in Deutschland. Es wird links und rechts überholt, sobald irgendwo eine Lücke entsteht, rast ein Autofahrer los, um sich reinzudrängen. Um eine Straße zu Fuß zu überqueren braucht man einen mindestens genauso guten Schutzengel, denn Ampeln sind eine Rarität. Man muss einfach auf die Straße rennen und hoffen, dass kein Auto um die Ecke rast. In Miraflores wollten wir zur Deutschen Botschaft, um uns anzumelden. Die Botschaft haben wir uns eher wie ein deutsches Rathaus oder so was vorgestellt, wo wir mit ein paar Deutschen reden könnten. Naja, wir wurden erstmal mit Metalldetektoren abgesucht und bekamen dann von einem spanisch sprechenden Peruaner ein Formular in die Hand gedrückt, das wir ausfüllen sollten. Unser Visum wollten wir dort eigentlich auch verlängern, aber dazu müssen wir irgendwo anders hin...

Das Ganze zusammengefasst habe ich hier schon eine spannende erste Woche verbracht mit vielen interessanten, glücklichen und auch nachdenklich stimmenden Erlebnissen. Es geht mir hier sehr gut, wenn ich nicht gerade daheim anrufe 😊.

Liebe Grüße

Karin